

ANNETTE DREES: **Die Ärzte auf dem Weg zu Prestige und Wohlstand. Sozialgeschichte der württembergischen Ärzte im 19. Jahrhundert.** F. Copenrath Verlag Münster 1988. 360 Seiten, zahlreiche Tabellen. Gebunden DM 44,-
Der Arztberuf gehört heute zu den Berufen mit dem höchsten sozialen Prestige und den größten Einkommensmöglichkeiten. Daß diese Entwicklung vor kaum einhundert Jahren eingesetzt, dann aber einen sehr raschen Verlauf genommen hat, zeigt diese Veröffentlichung, die auf einer Dissertation an der Universität Münster beruht.

Der «Professionalisierungsprozeß» im Arztberuf setzte ein, nachdem die seit der Mitte des 18. Jahrhunderts sich abzeichnende Krise der geisteswissenschaftlich-spekulativen Medizin überwunden und seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die auf eine naturwissenschaftlich-experimentelle Basis gestellte Neuorientierung die traditionellen Problemlösungsversuche abgelöst hatte. Damit war der Tätigkeit von handwerklich ausgebildeten Wundärzten und Laienheilern weitgehend die Grundlage entzogen, wengleich sie den akademisch ausgebildeten Ärzten fachlich nicht immer unterlegen waren.

Durch die medizinische Entwicklung und das neue Sozialprestige der Medizin als Fach wurde der Arztberuf im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zunehmend für Söhne aus dem Besitzbürgertum interessant. In diese Zeit fallen auch verstärkte Bemühungen um die Bildung einer ärztlichen Standesvertretung; bereits 1875 wurde sie von staatlicher Seite anerkannt und an der Gesundheitspolitik beteiligt. Öffentliche Krankenhäuser und eine staatliche Krankenversicherung verbesserten die «Absatzchancen für ärztliche Dienste» entscheidend, verringerten die Abhängigkeit des Praktikers vom einzelnen Kunden und trugen somit entscheidend zu dem Wandel des Arzt-Patient-Verhältnisses bei. Die Folge war ein beschleunigtes Ansteigen der Ärztedichte, der man durch Regulierung des Berufszugangs, Erschwerung der Studien- und Prüfungsbedingungen sowie durch eine Verlängerung des Studiums begegnen wollte. Die dadurch ausgelöste Verteuerung des Studiums erwies sich durchaus als wirkungsvoller Selektionsmechanismus, wodurch die württembergische Ärzteschaft relativ einheitlich und elitär blieb.

Werner Frasch

REGINA SCHMID: **Verlorene Heimat. Gailingen. Ein Dorf und seine jüdische Gemeinde in der Weimarer Zeit.** (= Schriftenreihe des Arbeitskreises für Regionalgeschichte Konstanz e. V.). Eigenverlag des Arbeitskreises Konstanz 1988. 223 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert DM 23,-

Verlorene Heimat? Eigentlich ist es kaum vorstellbar, daß sich die Überlebenden des Holocaust der Gemeinde und der Mitbürger, vor denen sie einst flohen und die ihre Verwandten und Freunde diskriminierten und schließlich in den Vernichtungslagern ermordeten, als einer verlorenen

Heimat erinnern. Doch immer wieder taucht in den Erzählungen und Lebenserinnerungen jüdischer Emigranten die alte Heimat als Ort glücklicher Kindheitstage und ehemaliger Geborgenheit auf.

Gailingen war eines der sogenannten Judendörfer, das noch in der Weimarer Republik einen jüdischen Bevölkerungsanteil von etwa 25 % aufwies. Das Dorf am Hochrhein mit seinem regen jüdischen Kulturleben bildet somit den idealen Rahmen einer in dieser Form einmaligen Untersuchung. Regina Schmid fragt nach dem – in der Rückschau von Christen und Juden oft gleichermaßen verklärten – tatsächlichen Zusammenleben von Juden und Christen in den Jahren zwischen 1918 und 1933. Die sorgfältige Recherche der sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Gegebenheiten vermittelt ein zunächst wenig überraschendes Bild: Während auf christlicher Seite in Gailingen vorwiegend Bauern und in zweiter Linie Handwerker lebten, dominierte auf jüdischer Seite der Handelssektor. Aber unter den «Kaufleuten» waren nicht nur reiche, sondern auch viele arme Juden.

Aus dieser speziellen sozialen Struktur ergaben sich unterschiedliche politische und gesellschaftliche Verhaltensformen. Waren die Christen oft an die Scholle gebunden, konservativ und neuerungsfeindlich, so galten die Juden als weltoffen, fortschrittlich und selbstbewußt, ja eigentlich «städtisch». Bis in die Kleidung hinein läßt sich diese Differenzierung verfolgen. Auch in der Kommunalpolitik verhielten sich die jüdischen Gailinger anders als die christlichen Dorfbewohner. Sie standen Neuerungen eher offen gegenüber, waren stark sozial engagiert, waren «politischer».

Aus diesen Differenzen resultierte jedoch nicht etwa die Ablehnung der Juden im Sinne der nationalsozialistischen Rassenideologie. Doch obgleich man friedlich zusammenlebte, sich kannte, miteinander sprach, Handel trieb und die Kinder miteinander spielten: Ein Rest von Ressentiment blieb. Etwa gegen den überproportionalen Anteil der Juden im Gemeinderat und im Bürgerausschuß. Zudem gab es auch unter den Gailingern Antisemiten – bis hin zu aktiven Nazis. Nicht jede Provokation kam von außen, wie man dies heute im Dorf gerne glaubt. Jene auffallende Passivität auch der Gailinger Christen gegenüber den Naziprovokationen, die schon in den 20er Jahren und dann immer stärker die Eintracht im Dorfe störten, erklärt sich aus der von Regina Schmid belegten sozialen Trennung und den antisemitischen Vorbehalten. Einzig der mutige katholische Bürgermeister verteidigte offen die jüdischen Mitbürger – und mußte sich dafür nicht selten von den vorgesetzten Behörden maßregeln lassen. Und dies nicht etwa erst nach 1933, sondern schon Ende der 20er Jahre!

Es waren zwei verschiedene Welten, die in Gailingen angeblich miteinander-, in Wirklichkeit aber nebeneinanderlebten. Die jüdische Gemeinde war im Dorf toleriert, ihre Existenz akzeptiert, aber integrierter Bestandteil der traditionellen Dorfgemeinschaft war sie nicht. Dem Druck nach 1933 konnte diese angebliche Idylle nicht lange Stand halten.

Raimund Waibel